

Natascha N. Hoefer

# Wie es vielleicht war



SPURBUCHVERLAG

Wie es  
vielleicht war



Natascha Hoefer

Wie es  
vielleicht war



**Bibliografische Information der Deutschen****Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

**Bibliographic information published by the Deutsche  
Nationalbibliothek**

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the  
Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic  
data are available in the Internet at  
<http://dnb.dnb.de>

1. Auflage, März 2025

© Spurbuchverlag, 96148 Baunach

[info@spurbuch.de](mailto:info@spurbuch.de)

[www.spurbuch.de](http://www.spurbuch.de)

Ausführung: pth-mediaberatung GmbH, Würzburg

Das Buch oder Teile davon dürfen weder fotomechanisch,  
elektronisch noch in irgendeiner anderen Form ohne schriftliche  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Weitere Bücher des Spurbuchverlags finden Sie unter  
[www.spurbuch.de](http://www.spurbuch.de)

ISBN: 978-3-88778-126-2

**Für Jana Leibfried  
Für Klaus Hinkel**

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	7
Die erste Geschichte .....	17
Die zweite Geschichte .....	20
Die dritte Geschichte .....	30
Die vierte Geschichte .....	48
Die fünfte Geschichte .....	60
Die sechste Geschichte .....	74
Die siebte Geschichte .....	82
Das vorerst letzte Wort .....	99

## Vorwort

(Hier und jetzt)

*Dies* ist die Geschichte der Entstehung, der ersten Wirkung und der Neugeburt von *Wie es vielleicht war*. Denn dieser kleine, mir so liebe Text ist nicht neu, sondern zählt ziemlich genau zwanzig Jahre. Zwanzig Jahre! So kommt es mir noch gar nicht vor. Doch ja; vor zwanzig Jahren entstand *Wie es vielleicht war*, zwischen Weihnachten und Neujahr. In den Weihnachtsferien. Und dass ich nicht arbeitete, war entscheidend – aber noch entscheidender war diese besondere familiäre Weihnachtsatmosphäre im Hause meiner Eltern, in dem wir alle versammelt waren. Denn alles begann hier, mit Weihnachten.

Wir – das heißt, eine deutsch-französische Familie. Und Weihnachten, das war bei uns das Fest, das wir auf unsere eigene, deutsch-französische Weise beginnen. Wir kombinierten das, was uns am deutschen und am französischen Weihnachten am liebsten war. Man könnte es auf die Formel bringen: doppelte Zerdennung bei maximalem Genuss. Aber ich muss das wohl besser erklären. Da war, auf der deutschen Seite, diese besondere Innerlich- und Besinnlichkeit, das ganz ruhige, geborgene Zusammensitzen bei weihnachtlicher Musik und Kerzenschein, dazu leckeres Weihnachtsgebäck, Tee oder Glühwein. Gar nicht einfach, diese Form des stillen Feierns meiner kommunikativen ägyptischen Schwägerin näherzubringen! Aber Hund Garou, wie schon die Hün-

dinnen vor ihm, liebte es, dieses total entspannte, kuschelige gemeinsame Herumrudeln. Und das begann nicht erst zu Weihnachten selbst. Wir folgten auch darin den deutschen Weihnachts- und Vorweihnachtsgepflogenheiten, die Zeit des Näherrückens der Festtage mit dem Advent vorzuzelebrieren – ehe wir sie, nach französischer Art, nach hinten hinaus verlängerten und Weihnachten mit dem Dreikönigstag ausklingen ließen. Jeden sechsten Januar wieder wurde der Königskuchen, die „Galette des Rois“, aufgetischt, und darin versteckt die „fève“, ein kleines Porzellanfigürchen; wer das in seinem Stück Kuchen fand, wurde Königin oder König. Ein schönes Spiel – aber entscheidend dabei war der Aspekt der Geselligkeit bei Genuss eines äußerst schmackhaften Kuchens. Ja, der kulinarische Genuss war bei uns hoch angesagt; und was wir daher sogar am meisten am französischen Weihnachten liebten – und was bei uns UNVERZICHTBAR war – das war der „réveillon“ zu Heiligabend: das große, ausgedehnte Festessen. Nix Kartoffelsalat mit Würstchen! Nein; nach der Bescherung, mit der es bei uns immer spät wurde, genossen wir ein vielgängiges, sorgsam vorgeplantes und liebevoll durch zahlreiche Hände zubereitetes Menü. Und danach, in einem Zustand zwischen satter Schläfrigkeit und glücklicher Überdrehtheit, schauten wir uns noch einen der neuen Filme an. Denn wir waren große Filmliebhaber, und irgendjemand von uns hatte immer eine oder mehrere Film-DVDs auf dem Gabentisch vorgefunden.

Unser besonderes, deutsch-französisches Weih-

nachten. Es war auch deshalb eine Ausnahmezeit des Jahres, weil wir eine Familie äußerst energieladener, aktiver, unruhiger und stets bewegter Individuen waren, die es in dieser Zeit der Be- sinnlichkeit und Ruhe schafften, mal gemeinsam zu entspannen und loszulassen. Wir ließen die Seelen baumeln – und genau aus dieser Befind- lichkeit zwischen innerer Gelöstheit, körperlicher Gesättigtheit und durchglüht von familiärer Weih- nachtswärme entsprang *Wie es vielleicht war*.

Es war ein geistiges Nebenprodukt, ein kreatives Spiel. An der Uni erforschte ich ganz ernst- haft Andenken – jene Erinnerungsstücke, welche die Literatur des späten achtzehnten bis mittigen neunzehnten Jahrhunderts so hartnäckig durch- spuken, wie sie auch in Wirklichkeit, halb zur Schau gestellt und halb verborgen, die intimen Wohnräume der Menschen füllten. Warum ei- gentlich? Was machte den Reiz dieser Dinge aus, die ihren Eignern vergangene, aber festgehaltene Augenblicke bedeuteten? Wie funktionierte es, über ein lebloses Objekt tiefste, mit Emotionen verwobene Erinnerungen neu zu beleben? Dem forschend nachzugehen, war überaus spannend; aber forschen wollte ich zwischen den Jahren 2004 und 2005 nicht, es waren ja Ferien. Dafür spielte mein Geist auf andere Weise mit dem An- denken herum. Da war plötzlich die Idee, eine ei- gene Geschichte zum Thema zu schreiben. Zwei Andenken sollten darin die Hauptrollen spielen – zwei, ein französisches und ein deutsches. Zwei, weil es die erste literarische Auseinandersetzung war mit meiner eigenen doppelten Herkunft und

dem, was sie für mein Leben, für mich, bedeutete. Nur, ich schrieb nicht über mich – nicht wirklich. Ich schrieb auch nicht über meine Vorfahren – nicht wirklich. Der Titel sagt genau, wie es ist: In *Wie es vielleicht war* ist alles, wie es vielleicht war. Wenn es sich um ein Weihnachtsgebäck gehandelt hätte, hätte ich als Rezept dazu notieren können: Man nehme gut drei Schoten echter Vanille und mische frei eine Menge köstlicher Zutaten dazu – „au pif“, nach Bauchgefühl, wie meine bretonische Großmutter es beim Backen zu tun pflegte. Oder, um auf ein anderes, im Grunde passenderes Rezept zur Produktion eines Andenkens überzugehen: Man nehme ganz wenige Fäden aus zarterer echter Seide und verwebe sie mit den buntesten, doch stets dazu passenden Bändern zu einer leichten und anmutigen, aber im buchstäblichen Sinne merk-würdigen Textur.

Nein, *Wie es vielleicht war* ist nicht meine Geschichte. Wer dazu etwas lesen möchte, kann es in *Dazwischen tun*, jenem viel neueren Buch, in dem ich essayistisch der Frage nachgehe, wie es ist, mit zwei Kulturen aufzuwachsen; denn alles, was ich darin gleichsam zur Illustration erzähle, ist wahr und nicht nur vielleicht so gewesen. Und doch – ist *Wie es vielleicht war* nicht trotzdem, zumindest auch deshalb so reizvoll, weil diese Prise des Authentischen in ihm steckt?

Wie auch dem. Spontan war mir die Idee zu dem Ganzen gekommen, und unbeschwert entstanden die einzelnen Geschichten des Reigens. Jeden Morgen schnappte ich mir mein Klemmbrett, meinen Collegeblock und einen Stift, machte es

mir damit gemütlich und schrieb. Jeden Morgen schrieb ich eine Geschichte, schlüpfte in die Figuren und ihre Lebenszeiten hinein, wurde gegen Mittag wieder ich selbst und tippte gegen Abend das Handgeschriebene ab. Ich tat es, ohne etwas daran zu verändern; die Geschichten der beiden Andenken waren alle so, wie sie waren, aus dem ersten Guss in sich rund; und in sich rund erschien mir zuletzt auch das fertige, abgetippte Manuskript. Dabei war es von einer Länge, aus der man wohl schon ein Büchlein machen konnte?

Ein Professor an der Uni, Erwin Leibfried, hatte einen eigenen Verlag gegründet. Der kürzeste Weg führte mich zu ihm; ich berichtete ihm von meinem Weihnachtsferien-Erguss, er las das Opus durch und eröffnete mir, es veröffentlichen zu wollen – doch ich müsse wissen, der litblockín-Verlag sei klein; er, Professor Leibfried, werde mir eine ISBN-Nummer und eine Anleitung zum Formatieren geben, der Rest läge bei mir. Ich war stolz, überglücklich und mit allem einverstanden; und so erschien 2005 das Buch. Mein erstes! – Zu Professor Leibfried muss ich an dieser Stelle hinzufügen, dass er im Umgang ein recht distanzierter Mensch war, den ich nicht gut gekannt hatte und auch über die Publikation nicht besonders gut kennenernte. Doch Jahre später hatten wir wegen des Büchleins einmal ein Telefonat, in dem das mit einem Mal anders war. In diesem, unserem letzten Telefonat unterhielten wir uns, wir unterhielten uns richtig, über das Eingemachte – über das Schreiben. Und wir verstanden uns ganz und gar darin, das Schreiben an sich, den Akt, als

beglückend zu empfinden und als etwas Nötiges, Unverzichtbares im Leben; egal, ob jemand die Texte dann lesen würde – auch wenn es freilich schöner wäre, sie würden gelesen werden...

Und wurde *Wie es vielleicht war* gelesen? 2005, nach seiner Publikation, begann – keine große Erfolgsgeschichte. Aber eine Geschichte der kleinen und feinen, der berührenden Reaktionen und Folgen auf das Bändchen. Eine große Erfolgsgeschichte wurde es allein schon deshalb nicht, weil man viele Leser hätte erreichen müssen, und das heißt: Man hätte viel Werbung machen müssen; aber dafür hatte ich schlichtweg keine Zeit, keine Strategie, im Grunde auch gar keine Ahnung davon. Es kam indessen zu einer Reihe von Lesungen; und Claras Kapitel wurde einmal im Radio gesendet, im lokalen Sender ERF, der an dieser Geschichte über einen besonderen evangelischen Pfarrer Interesse fand. So schwand allmählich der Stapel der, ich glaube, nur vierhundert Büchlein, die ich aus eigener Tasche hatte drucken lassen; und in dieser Zeit vor den Smartphones und der allumfassenden Digitalisierung kamen zuweilen Reaktionen, die man noch nicht „Feedbacks“ nannte, ganz klassisch als Postkarten an mich zurück. Dankeskarten waren es – man dankte mir dafür, dieses Büchlein geschrieben zu haben. Es kam mir unglaublich vor! Aber das kleine Buch sollte für mich noch andere als nur postalische Folgen haben.

Da war diese Lesung in Ilmenau. Es war, meine ich, im Winter 2006; ein echter thüringischer Winter mit Schnee. Doch wir saßen heimelig in ei-

nem alten Gasthaus beisammen. Ich las; und nach der Lesung fingen alle plötzlich an zu erzählen – jeder hatte auch eine Geschichte, zu einem eigenen Erinnerungsstück. Ich weiß nicht, wie lange wir damals so saßen, verwickelt in dieses lebendige, vertrauliche Gespräch – denn die Geschichten von Andenken sind immer intim und vertraulich; jedenfalls, an diesem langen Abend entstanden Freundschaften, und nach jedem neuen Buch, das von mir erschien, wurde und werde ich noch immer zuverlässig nach Ilmenau eingeladen, um dort zu lesen.

Tief berührt und ermutigt hat es mich auch, als die Schweizer Autorin und Künstlerin Erica Pedretti das Büchlein las und mich nachher mit ihrem ganz eigenen Lächeln und mit den Worten begrüßte: „Ah! Die Autorin.“ Eine Gruppe Studenten und wissenschaftlicher Mitarbeiter unserer Uni bereitete eine Kunstausstellung mit ihr in Gießen vor; mit befreundeten Kollegen besuchte ich vor diesem Hintergrund Pedretti und ihren Mann Gian zweimal in ihrem einzigartigen Atelier- und Wohnhaus am Bieler See. Dort kam es zu meiner Gabe des Buches und zur geschilderten Reaktion darauf; Erica Pedretti bot mir daraufhin an, Kontakt zu ihrem Lektor, dem Lektor eines großen Traditionsverlagshauses, zu stiften; der fand allerdings die Geschichte der jungen, gänzlich unbekannten Schreiberin zu geradlinig und mochte nicht akzeptieren, dass genau diese Geradlinigkeit auf „Das vorerst letzte Wort“ hin so sein musste. Das war bedauerlich; aber es nahm mir nicht die Anerkennung und dieses ihr eigene Lächeln, wel-

ches Erica Pedretti der Autorin von *Wie es vielleicht war* geschenkt hatte.

Das Merkwürdigste, Überraschendste und vielleicht Ungewöhnlichste, was mir das Büchlein beschert hat, war aber dieses. Alle Jahre wieder kam ein Klavierstimmer ins Haus und stimmte das Klavier. Danach pflegten wir zu plaudern. Eines Jahres, nämlich 2005, muss ich in meiner Begeisterung über mein erstes Buch davon erzählt haben. Natürlich wollte er es lesen; und so gab ich ihm gleich ein Exemplar mit. Ich muss ehrlich gestehen, dass ich das halbwegs vergessen hatte, als er im nächsten Jahr wiederkam. Er stimmte das Klavier; ich hörte aus dem Nebenraum, wie er immer wieder schniefte. Ich ging zu ihm hin und bot ihm ein Taschentuch. Da sah ich erschrocken, dass der Klavierstimmer weinte. Und es platzte aus ihm heraus: dass er es nicht länger ertragen könne, stumm am Klavier zu sitzen, während er es mir doch sagen müsse – dass er sich in die Autorin von *Wie es vielleicht war* verliebt habe ...

Nein, es entstand keine große, romantische Liebesgeschichte daraus. Auch wenn ich zugeben muss, dass die Episode echtes romantisches Potential hatte. Aber der Klavierstimmer war verheiratet, und meine Reaktion auf sein Geständnis war komplette Verwirrung, gepaart mit aufkommender Panik angesichts des Weinenden vor mir – keine plötzliche Liebe auf den – ich weiß gar nicht mehr wievielen Blick. Hmm; schade eigentlich! Es wäre eine schöne Geschichte gewesen.

Wem das Büchlein auch besonders gut gefiel, war aber Klaus Hinkel. Er gab meinem ersten di-

cken Roman, *Woanders – am Ende der Welt*, seine Chance und verlegte ihn im Spurbuchverlag. Wir verstanden uns auf Anhieb, als wir uns zum ersten Mal sahen. Dabei war es so gewesen, dass Klaus Hinkel sich für ein Gespräch über die mögliche Publikation bei mir zuhause, in meiner damaligen Wohnung, angekündigt hatte und ich gar nicht recht wusste, ob ich so glücklich darüber sein sollte, diesen mir fast fremden Menschen in meinen vier Wänden zu treffen. Ich überlegte also, ihn an der Haustür abzufangen und einen Gang in die nahe Altstadt vorzuschlagen, mit ihren vielen Cafés. Es klingelte, sehr pünktlich; ich schnappte mir meine Handtasche und ging zur Tür. Dahinter stand ein ziemlich älterer Herr, der mich neugierig und freundlich anschaute, ehe sein Blick treuherzig wurde, auf meinen Vorschlag mit dem Altstadtgang hin. „Frau Hoefer, ehrlich gesagt, da komme ich gerade her; und meine Knie wollen nicht mehr so recht ...“ So sagte er, und wir tranken den Kaffee in meiner Wohnung. Und dabei unterhielten wir uns, wir erfreuten uns am Feuerwerk unserer Ideen und am Ende hatte ich den Eindruck, nicht nur einen Verleger, sondern auch einen Freund gefunden zu haben. Aus diesem Grund schenkte ich ihm zum Abschied eines meiner letzten Exemplare von *Wie es vielleicht war*. Telefonisch meldete sich Klaus Hinkel dann schon sehr bald zurück. Das Buch sei ja gar nicht schön verlegt worden; aber inhaltlich sei es das SchöNSTE, das er seit Jahren gelesen habe. Wenn *Woanders* erschienen sei, wolle er auch *Wie es vielleicht war* neu verlegen.

Sofort kam es allerdings nicht dazu. Es kam die Covidpause, und Paul-Thomas Hinkel übernahm den Spurbuchverlag von seinem Vater. Trotz der Corona-Stockung brachte er *Im Westen – gegen den Strom heraus*, einen neuen Roman; die Idee der Neuauflage von *Wie es vielleicht war* war auch für mich in den Hintergrund gerückt. Es war erst mein letztes Buch, *Dazwischen – Leben mit zwei Kulturen*, das mich als zweite, ganz andere Auseinandersetzung mit der Frage nach der doppelten Herkunft an das alte, auf seine Weise doch so charmante Werklein zurückdenken ließ. Denn schließlich, nicht alles, was älter ist, ist ein alter Hut, nicht wahr?

Jetzt liegt es also vor, in verschönerter Form. Kein altes Andenken – eine frische Wiedergeburt, gleichsam. Mal sehen, was dieses Mal so alles damit oder deswegen passiert.

*Schwalbach,*  
30.12.2024

# Die erste Geschichte

(Halle, Winter 1844)



„Ja, in der Tat, es ist gut gearbeitet. Erstaunlich fein. Erstaunlich ... Für ein erstes vollendetes Stück ...“ Der Meister warf Carl Eisler einen raschen Blick zu. Er war etwas kurzsichtig – aber im Nahen sah er scharf wie ein Luchs, nach wie vor! –, so hielt er sich stets ziemlich gekrümmt tief über seine Arbeiten gebeugt. Auch jetzt hing er gerade mit der Nase darüber und konnte nicht umhin, sich zu wundern. Dass Carl vor lauter Stolz glühte, dass er dabei wiederholt die flinken Augen in Richtung der Stubentüre schließen ließ, das entging dem Meister trotz aller Kurzsichtigkeit nicht. Er unterdrückte ein Schmunzeln.

„Ein schönes Stück, fürwahr. Und du weißt, ich lobe nicht schnell – grinse nicht so, Freundchen, ich seh‘ das schon! – nur eines.“

## **Natascha N. Hoefer**

Ein goldenes Kettchen mit kunstvollem Anhänger – eine große Muschel, die rauscht, wenn man sie sich ans Ohr hält: Zwei Liebesandenken, aus verschiedenen Ländern. In einer deutschen und in einer bretonischen Familie wandern sie von Hand zu Hand durch mehrere Generationen, bis sie sich zufällig, eines Tages, begegnen. Inzwischen gehört die Muschel Isabelle Quilien, die als Lehrassistentin in Waldkappel ist; die Kette gehört Helge Eisler, dem jungen Französischlehrer, der sich um die bretonische Kollegin kümmern soll ...

Ein kleiner und feiner deutsch-französischer Roman über Liebe, Erinnerung und Familie.

